

Markus STACHON, *Tractavi monumentum aere perennius. Untersuchungen zu vergilischen und ovidischen Pseudepigraphen. Bochumer Altertumswissenschaftliches Colloquium Bd. 97. Trier: Wissenschaftlicher Verlag Trier 2014, 376 S.*

Von einer Doktorarbeit erwartet man unter anderem die gründliche Aufarbeitung der einschlägigen Forschungsliteratur sowie, in klarer Abgrenzung davon, möglichst interessante eigene Ergebnisse des Kandidaten. Stachons Dissertation zu Pseudo-Vergiliana und -Ovidiana (behandelt werden *Culex, Catalepton, Dirae, Consolatio ad Liviam, Nux, Halieutica* und *Heroides* 15) verfehlt beide Ziele um Längen. Betrachten wir zunächst den Umgang mit der Literatur.

Wenn 52f. beispielsweise Catull 49, die Dankadresse an Cicero, ohne Diskussion als ironisch genommen wird (was immerhin deren Intention ins Gegenteil verkehrt), ist der Leser nur wenige Minuten unsicher, ob er dem Doktoranden zu einem mutigen und möglicherweise bedenkenswerten Einfall gratulieren soll: Spätestens nach kurzer bibliographischer Nachforschung ist er nämlich informiert, daß diese Idee überhaupt nicht neu, sondern mehr als anderthalb Jahrhunderte alt ist und bis heute kontrovers diskutiert wird.¹ Stachon weiß aber anscheinend von vorneherein genau, wie ein Gedicht zu verstehen ist, ohne sich mit den bisherigen Arbeiten dazu auseinandersetzen zu müssen. Ähnlich unbekümmert wird 62 die optimistische Deutung von Vergils *Georgica* als allgemeingültig hingestellt: „Es ist ... die Hoffnung auf eine bessere Zeit, der Vergil Ausdruck verleiht“ – als ob es keinerlei Debatte um „*Vergils Weltsicht: Optimismus und Pessimismus in Vergils Georgica*“ gäbe (so der Titel der Monographie von Robert Cramer, Berlin/New York 1998).

Wo Stachon doch einmal Sekundärliteratur zitiert, macht er sich wiederum keine allzu großen Sorgen um den jeweiligen Forschungsstand. Für eine literaturgeschichtliche Skizze 311-316 stützt er sich nahezu ausschließlich auf das ehrwürdige, aber betagte Handbuch von Schanz-Hosius (311 Anm. 2), für die „Überlegungen zum antiken Buchwesen“ (14-18) im wesentlichen auf Birts teilweise recht überholte Vorstellungen von 1882 statt auf Winsburys aktuelles

¹ Zuerst bei Karl Theodor Clumper, *Annotationes in Catulli epigrammata*, *Miscellanea philologica et paedagogica* 2, 1850, 146-150, dort 150; zurückgewiesen in den Kommentaren von Ellis, Kroll, Fordyce und Thomson, angenommen dagegen z.B. (in etwas abgemilderter Form) bei W.P. Basson, *The Riddle of Catullus 49: Some Notes on its Interpretation*, *A Class* 23, 1980, 45-52; einen Überblick über die Interpretationen erhält man bei Ernest A. Fredricksmeyer, *Catullus 49, Cicero, and Caesar*, *CPh* 68, 1973, 268-278, der sich gegen die ironische Deutung stellt. Das jüngste ausführliche Plädoyer für Ironie von Evangelos Karakasis konnte Stachon noch nicht kennen: *Cicero Comicus – Catullus Plautinus. Irony and Praise in Cat. 49 Re-examined*, in: I.N. Perysinakis/E. Karakasis (Hgg.), *Plautine Trends. Studies in Plautine Comedy and its Reception*, Berlin/New York 2014, 197-224.

Bild,² und für die Methodik der Echtheitskritik (21f.) auf nichts Neueres als die knapp vierzig Jahre alten und sehr allgemein gehaltenen kurzen Abrisse von Speyer und Syme statt beispielsweise auf (*sit venia*) Lingenberg 26-40.³ Genauso wenig liegt ihm ein präzises Verständnis des Gelesenen am Herzen: Bezüglich meiner Dissertation etwa kann Stachon weder Hauptthesen noch Methoden richtig wiedergeben,⁴ und das Referat vieler anderer zitierter Schriften ist nicht genauer.

Derlei Versäumnisse beschränken sich nun nicht etwa auf das entferntere Umfeld,⁵ sondern betreffen auch Stachons zentralen Untersuchungsgegenstand. Wenn er 233 die Grabinschrift CIL X 6127 (*Ovidianus poeta hic quiescit*) ohne jegliche Verweise auf Sekundärliteratur anführt,⁶ hieße dies gemäß den gängigen wissenschaftlichen Zitiergepflogenheiten, daß der Doktorand beansprucht, als erster diese Inschrift oder wenigstens ihre Bedeutung für den behandelten Zusammenhang, die kaiserzeitliche Ovid-Nachahmung, bemerkt zu haben. Davon kann natürlich keine Rede sein: Die seit der Renaissance bekannte Inschrift wird

² Rex Winsbury, *The Roman Book. Books, Publishing and Performance in Classical Rome*, London 2009. Theodor Birt's *Kritik und Hermeneutik. Nebst Abriß des antiken Buchwesens* (München 1913), das Stachon ausschließlich zitiert, gründet sich, als knapper Auszug, auf sein *Antikes Buchwesen* von 1882, ist also in seiner Substanz noch einmal gut 30 Jahre älter, als Stachon es erscheinen läßt. Auf dieser Grundlage konnte Stachon u.a. in hoffnungslos anachronistischer Weise darauf verfallen, Ovid habe die *Amores* deshalb ein zweites Mal herausgegeben, weil die erste Auflage vergriffen gewesen sei (24).

³ Wolfgang Speyer, *Die literarische Fälschung im heidnischen und christlichen Altertum. Ein Versuch ihrer Deutung*, München 1971, 102-105; Ronald Syme, *Fälschung und Betrug*, in: Norbert Brox (Hg.), *Pseudepigraphie in der heidnischen und jüdisch-christlichen Antike*, Darmstadt 1977, 295-310, dort 302f.; Wilfried Lingenberg, *Das erste Buch der Heroidenbriefe. Echtheitskritische Untersuchungen*, Paderborn 2003.

⁴ Behauptet hatte ich zuvorderst die Unechtheit aller *Heroides* sowie die gemeinsame Autorschaft der fünfzehn Einzelbriefe (wie letzte Anm.; dort 20); laut Stachon 216 Anm. 48 hätte ich demgegenüber lediglich „die *Heroinnenbriefe* I-V als unecht erweisen zu können“ geglaubt. Wenn er hinsichtlich der Methodik an gleicher Stelle suggeriert, ich hätte „sprachliche Singularitäten und Anomalien als Unechtheitsbeweise“ gewertet, formuliert er nicht nur recht genau das Gegenteil meiner expliziten Darlegung a.a.O. 40, sondern läßt vor allem auch unter den Tisch fallen, was ich als Kern meiner Beweisführung betrachtet hatte: nämlich die Axelson-Prioritäten (s. besonders a.a.O. 26), die ausnahmslos und in großer Zahl eine nachovidische Entstehung der Heroidenbriefe belegen.

⁵ Wo übrigens immer wieder offen bleibt, warum sich Stachon überhaupt zu Fragen aus dem Fenster lehnt, die für seine Arbeit geringe oder gar keine Relevanz hatten. Ungeschützte Äußerungen zu Catull 49 (s.o.) beispielsweise waren schlicht unnötig, nicht einmal der Entfall des ganzen Abschnitts „Römische Dichtung unmittelbar vor Vergil“ (52-55) hätte eine spürbare Lücke hinterlassen.

⁶ Der 233 Anm. 94 einzig genannte Aufsatz von Kurt Smolak ist noch nicht verfügbar, Stachons Erwähnung desselben scheint sich aber auch nicht mehr auf die Inschrift zu beziehen.

schon im frühen 19. Jahrhundert als Beleg für aus Ovid schöpfende Centodichtungen verstanden,⁷ und die (wahrscheinlichere) Interpretation als Hinweis auf blühende Ovid-Imitatio haben zuletzt beispielsweise Stephen Wheeler und Markus Mülke ausgeführt.⁸ 283-293 liest Stachon sogar zehn Seiten lang detailliert die *Nux* als „Pamphlet gegen Nero“ (293) – um dann nur in einer Fußnote ganz am Ende und nur sehr verschleiert anzudeuten, daß diese Idee im Grundsatz auch schon längst vorgetragen worden ist.⁹ Spätestens hier wird es schwierig, Stachon noch gegen den Vorwurf regelrechten Plagiats in Schutz zu nehmen.

Doch genug davon. Statt schlimmer handwerklicher Fehler bespräche man viel lieber neue, gut begründete Erkenntnisse oder wenigstens anregende Irrtümer; leider bleiben solche, wie eingangs schon angedeutet, völlig aus. In den literaturgeschichtlichen Einleitungen zu den einzelnen Gedichten begnügt sich Stachon damit, die bekannten Forschungsmeinungen mal lückenhaft, mal ausführlicher zu referieren, ohne je eine neue Sichtweise, oder wenigstens ein neues Argument für eine alte, einzubringen. Wenn in den eigentlichen Interpretationen tatsächlich einmal neue Gedanken gewagt werden, sind sie – wie eben Anm. 9 schon zu beobachten – regelmäßig derartig schwach begründet, daß kaum jemand damit glücklich werden wird. Beispielsweise wäre die exakte Datierung des *Catalepton* auf 94 n.Chr. (142) eine durchaus interessante Neuigkeit, hängt aber letztlich am *argumentum e silentio*, das *Catalepton* könne kurz zuvor noch nicht existiert haben, da Statius 93/94 n.Chr. die Veröffentlichung seiner *Silvae* nur unter Hinweis auf den *Culex* begründet, obwohl das *Catalepton* „als Vergleichsgegenstand zu den Gelegenheitsgedichten des Statius ... doch ... deutlich besser gepasst“ hätte (140) – da wird, fürchte ich, wohl niemand um mögliche Gründe verlegen sein, warum Statius auch bei Kenntnis des *Catalepton* schreiben mochte, was er schrieb. In den notorischen Widersprüchen und Schwächen

⁷ Jean-Antoine Letronne, *Explication d'une Inscription grecque du colosse de Memnon, tracée par un poëte homérique, membre du Musée d'Alexandrie*, *Journal des savans* 1823, 751-758, dort 758.

⁸ Stephen Wheeler, *Before the aetas Ovidiana: mapping the early reception of Ovidian elegy*, *Hermathena* 177, 2004, 9-26, dort 18f. (mit weiterer Literatur); Markus Mülke, *Adulteratio und Aemulatio – Verfälscher als Co-Autoren?*, *RhM* 153, 2010, 61-91, dort 68f.

⁹ 292 Anm. 61: „... Doch hoffe ich, Becks (1965) 148 im Zusammenhang mit einer Kritik der Herrmannschen (1949) These geäußerten Wunsch nach mehr Anhaltspunkten für eine anti-neronische Interpretation der *Nux* hiermit entgegengekommen zu sein“; worin genau die „Herrmannsche These“ besteht, wird nirgends näher erläutert. Tatsächlich aber sind 289-291, einschließlich der dort besprochenen Parallelen bei Tacitus und Sueton, einfach nur ein Auszug der Argumentation von Léon Herrmann, *La controverse du Noyer*, *RIDA* 2, 1949, 421-424, und die restlichen Seiten des Abschnitts füllen Stachons Versuche, diese mit „mehr Anhaltspunkten“ zu unterfüttern (was freilich wegen haltloser Interpretationen mißlingt: *prius arboribus ... certamen fertilitatis erat* [*Nux* 7f.] ist keine Anspielung auf die Dichterwettkämpfe, deren Kränze Nero sich erzwang [283-288]; die Beschreibung der Nußspiele [*Nux* 75-86] keine auf Neros Spielzeugrennwagen [289]; usw.).

der *Consolatio ad Liviam* will Stachon 257-270 nicht, wie bisher üblich, Unvermögen des Dichters, sondern absichtliche Ironie erkennen; aber die Qualität der Argumente hebt sich nirgends über das Niveau von „dass sie später im Gedicht mit dem gleichen Argument ... getröstet werden soll, wirkt so geschmacklos, dass man es wohl wieder als Stichelei gegen sie werten kann“ (262).¹⁰ Einer der interessantesten Fragen, die das gewählte Thema aufwerfen konnte, nämlich der nach den Motiven der Fälscher, nähert sich Stachon 317-320 lediglich mit unscharfen Parallelen zu modernen Graffiti-Prüfern; wie sich solches erheblich professioneller untersuchen läßt, hat im oben Anm. 8 schon genannten Aufsatz Markus Mülke vorgeführt, dessen zwei grundlegende Arbeiten Stachon wie so vieles andere nicht berücksichtigt hat.¹¹

So bleibt der Nutzen des Buchs denkbar gering. Als Einführung für den nicht-spezialisierten Interessenten taugt es wegen des unzuverlässigen Forschungsreferats überhaupt nicht. Der fachkundige Leser, der sich mit einem der von Stachon behandelten Gedichte befaßt, wird die jeweilige literaturgeschichtliche Einleitung schadlos überspringen und die eigentliche Interpretation am besten ausgehend von der abschließenden Zusammenfassung prüfen.¹² Leider wird er, auch wenn ihm eine Einzelheit zunächst innovativ scheint, zusätzlich noch die ältere Literatur sorgfältig daraufhin durchsehen müssen und dann viel zu oft feststellen, daß es durchaus Vorgänger gab und diese lediglich ungenannt geblieben waren.

Um etwas versöhnlicher zu enden: Stachon hat seine Gedichte erkennbar mit Freude gelesen und eine Auswahl an Veröffentlichungen dazu¹³ nicht selten

¹⁰ Stachons Vorstellungen vom wissenschaftlichen Arbeiten verraten sich auch sonst in ungeniert subjektivistischen Formulierungen wie „Meine aus meiner Beschäftigung mit den Werken und den Viten intuitiv hervorgegangene, nicht näher untermauerbare, Vermutung ... lautet wie folgt: ...“ (112 Anm. 102; Kommas wie das nach „untermauerbare“ sind Stachon mehrmals unterlaufen) oder „Niemand weiß, wie viele Pseudepigraphen es ... gegeben hat ...; ich glaube, dass es viele ... waren“ (320); selbst eine anspruchsvolle textkritische Frage wie die nach dem ursprünglichen Titel der *Consolatio ad Liviam* entscheidet er sorgenfrei aus dem Bauch: „intuitiv neige ich dazu ...“ (257 Anm. 81).

¹¹ Mülkes RhM-Aufsatz ging seine Dissertation voraus: *Der Autor und sein Text. Die Verfälschung des Originals im Urteil antiker Autoren*, Berlin/New York 2008.

¹² Dem Teil- oder Querleser hat Stachon übrigens eine böse Falle gestellt, indem er das sprechende Ich der Pseudo-Vergiliana „Maro“ und das der Ovidiana „Naso“ nennt. Dieser Gebrauch wird zwar 51 erklärt, aber wem das entging, der dürfte mit Sätzen wie „Naso, der Nussbaum, betont wie Ovid seine Unschuld“ (278) seine liebe Not haben.

¹³ Ich möchte Stachon dabei ausdrücklich zugute halten, daß eine (wenigstens moralische) Mitschuld am Scheitern an der Sekundärliteratur sicher auch die Betreuer der Arbeit trifft, die, anders als der Doktorand selbst, von vorneherein hätten wissen müssen, daß die Literatur zu knapp 1.900 Versen Primärtext, aus sieben einzelnen Werken mit jeweils

treffend beurteilt, er übersetzt erfrischend¹⁴ und schreibt erfreulich klar und beseelt (wenn auch nicht immer ganz stilsicher).¹⁵ Man hätte ihn aber keinesfalls im Glauben lassen dürfen, daß das allein für eine wissenschaftliche Monographie vom Anspruch einer Doktorarbeit schon ausreicht.

Dr. Wilfried Lingenberg
 Universität des Saarlandes
 FR 3.5 Altertumswissenschaften
 Abteilung Klassische Philologie
 D-66123 Saarbrücken
 E-Mail: W.Lingenberg@mx.uni-saarland.de

weitgehend eigener Forschungsgeschichte, im Rahmen eines Promotionsprojektes üblicher Dauer nicht in der gebotenen Gründlichkeit zu bewältigen war. (Stachon hatte sogar ursprünglich einmal noch *Amores* III 5, *Heroides* 16-21 und den *Ibis*, also weitere 2.250 Verse [!], mit aufnehmen wollen [49 Anm. 88].)

- ¹⁴ Die den lateinischen Zitaten im Haupttext beigegebenen Übersetzungen wimmeln von Formulierungen, die man nur als klar, treffend und glücklich bezeichnen kann. Um wahllos ein einziges Beispiel auszuschreiben: „aller anderen im Text vorkommenden Personen“ für Augustinus TRIN. 8,4,7 *omnium quorum ibi nomina commemorantur* (40).
- ¹⁵ Einige Beispiele für stilistische oder idiomatische Fehler: 18 „Diesen Fall ... ist es schwierig von ... zu unterscheiden“ (ungeschickte Wortstellung); 39 „erinnern“ transitiv gebraucht; 75 Anm. 48 „scheinbar“ statt „anscheinend“; 119 Anm. 26 Subjektwechsel bei „um zu“; 123 „widerstrebt“ statt „zuwiderläuft“; 218 „diese Textgeschichte“ (Fachbegriff!) statt „diese Darstellung“ o.ä.; 249 Anm. 53 „fairerweise“ (umgangssprachlich); 296 „abschreiben“ statt „absprechen“; 304 „abgelebt“ statt „verstorben“; gelegentlich unschöne Wortwiederholungen: 36 dreimaliges „müssen“ in vier aufeinander folgenden Zeilen; 90 Anm. 29 zweimaliges „hält ... für“ im selben Satz; 112 zweimaliges „widmen“ innerhalb einer Zeile; 112 Anm. 102 „meine aus meiner ...“ (s.o. Anm. 10) statt „meine aus der ...“; und mehr. – Druckfehler sind dagegen außerordentlich selten und ausnahmslos unbedeutend.